Eva Völler

Durch die Nacht und alle Zeiten

Weitere Titel der Autorin:

Auf ewig dein (Time School, Band 1)
Auf ewig mein (Time School, Band 2)
Auf ewig uns (Time School, Band 3)
Zeitenzauber – Die magische Gondel
Zeitenzauber – Die goldene Brücke
Zeitenzauber – Das verborgene Tor

Titel in der Regel auch als E-Book erhältlich

Eva Völler

DURCH DIE NACHT UND ALLE ZEITEN

Boje

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Anna Hahn, Trier

Umschlaggestaltung: Sandra Taufer,München unter Verwendung von Motiven von © Rudchenko Liliia / shutterstock; motion_dmitriy / shutterstock; Bokeh Blur Background / shutterstock; Allgusak / shutterstock; Anastasiia Veretennikova / shutterstock; Karma3 / shutterstock; lisima / shutterstock; Abstractor / shutterstock; © Lee Avison / Trevillion Images

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Minion Pro

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-414-82595-7

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter: www.boje-verlag.de

Bitte beachten Sie auch www.luebbe.de

Für Heiner

Prolog

Bläuliche Blitze zuckten über meine Unterarme und sammelten sich rund um meine Fingerspitzen wie Elmsfeuer, doch die Hitze verbrannte meine Haut nicht. Weitere Blitze durchstießen die Dunkelheit und schlugen dicht um mich herum ein, begleitet von ohrenbetäubendem Donner. Die fremdartige Magie durchströmte mich mit solcher Intensität, dass ich laut aufschrie und die Hände unwillkürlich zum Himmel ausstreckte.

Brausender Wind erhob sich und wehte mir das Haar um den Kopf. Der nächste Blitz traf mich voll. Umgeben von sprühenden, zischenden Funken und blendenden Lichtzungen stand ich da, beide Arme weit hinaufgereckt und das Gesicht zum Himmel gewandt. Ich konnte nichts denken in diesem Augenblick, denn eine alles umschließende Macht erfüllte mich ganz und gar mit magischem, wildem Feuer. Die Luft, die ich einatmete, loderte in meinen Lungen, aber es tat nicht weh. Im Gegenteil, es war wie ein verrücktes Aufputschmittel, das mich mit einer nie gekannten Energie durchflutete. Meine Haare wirbelten im Wind, mein Körper erzitterte unter der archaischen Urgewalt der Blitze, doch

mir geschah kein Leid dabei. Unbezähmbare Emotionen durchströmten mich, ein Gemisch aus Furcht, Verzückung und dem berauschenden Gefühl von Unbesiegbarkeit. Diese Kraft war mein, sie gehörte mir! Ich konnte sie beherrschen!

Genauso spürte ich die Gegenwart der mächtigen Ulme mit dem gespaltenen Stamm. Das verwitterte Holz des Baums bildete das Gegenstück zum unvergänglichen Stein des Felsens. Der Baum hatte über die Jahrhunderte hinweg seine Wurzeln bis zum Felsen ausgestreckt, bis beide durch Raum und Zeit miteinander verbunden waren.

Es war ein uralter, sagenumwobener Baum, der nur dann sichtbar wurde, wenn die Macht des Himmelsfeuers groß genug war, um den Schleier der Normalität zu zerreißen. Manchmal, in Gewitternächten, zeigte er sich den Menschen. Und ganz selten, wenn magische Kräfte zwischen Baum und Felsen einen Bogen aus dem Himmelsfeuer bildeten, lösten sich dort die Grenzen der Zeit auf.

Ich hatte keine Ahnung, woher mein plötzliches Wissen über den Baum und den Felsen stammte. Es war auf einmal da, genau wie die nicht enden wollenden Blitze, die mich einhüllten wie ein Umhang aus tanzendem weißem Feuer.

Der Wind wurde zum Sturm. Das Heulen der Böen wurde nur noch vom Krachen des Donners übertönt.

Der Moment war gekommen.

*

1

Einen Tag zuvor

»Na, vielen Dank auch«, sagte ich zu meiner Freundin Kathy, die mir am Telefon ausgiebig von der Party vorschwärmte, auf die sie ohne mich gegangen war. »Jetzt habe ich direkt noch viel mehr Lust auf das öde Wochenende hier.«

»Frag *mich* mal«, sagte meine Schwester Mia, mit der ich mir in der Pension ein Zimmer teilte. »Da müssen wir jetzt beide durch.« Sie stand vor dem Spiegel und drehte sich hin und her. Genau wie ich trug sie ein historisches Gewand im Empirestil aus hellem Musselin und dazu einen mit Rüschen verzierten Schutenhut, der unterm Kinn mit einer Seidenschleife zugebunden war. »Wir sollten langsam mal runtergehen. Mama hat eben schon wieder geschrieben, wo wir bleiben.«

»War das gerade deine Schwester?«, fragte Kathy. Sie wartete meine Antwort nicht ab. »Echt schade, dass du nicht mit auf der Party warst«, fuhr sie fort. »Die Jungs waren total süß. Der eine hätte super zu dir gepasst. Hast du den Snap gesehen, den ich dir geschickt habe?«

»Du hast mindestens zwanzig geschickt.«

»Ich meine das Bild, wo wir alle mit Strohhalmen aus dem Eimer trinken. Zusammen mit dem Typ, der sich die Strohhalme in die Nasenlöcher gesteckt hat. Der ohne T-Shirt.«

Jungs, die mit Strohhalmen Alkohol durch die Nase tranken (ging das überhaupt?), waren eigentlich nicht so mein Fall. Trotzdem wäre ich gern mit auf die Party gegangen. Dann hätte ich vielleicht letzte Nacht nicht diesen schlimmen Albtraum gehabt, der mir immer noch nachhing.

Nachdem Kathy und ich das Gespräch beendet hatten, rief ich auf meinem Handy wieder das Video auf, das ich vorhin im Internet rausgesucht hatte. Eine Szene aus einem älteren Film namens *Der Highlander*, den ich vor ein paar Jahren mal gesehen hatte. Darin ging es um einen mit übernatürlichen Kräften begabten Schotten, der herabschießende Blitze irgendwie mit seinen Händen absorbieren konnte. Fast so wie ich in meinem Albtraum.

»Ziehst du dir da gerade ein Video rein?« Mia schaute mir über die Schulter. »Echt jetzt? Halloo-ho! Mama und Papa warten auf uns!«

»Ich komm ja schon.« Ich drückte das Video weg. Es war bloß ein Film und hatte nichts mit meinem Traum zu tun.

In diesem Moment ging die Tür auf, und meine Mutter kam herein, ebenfalls in historischer Aufmachung – schulterfreie weiße Bluse, wallender dunkelblauer Kattunrock, eine mit Bändern verzierte Haube. Ihr langes helles Lockenhaar war zu zwei dicken Zöpfen geflochten.

»Wo bleibt ihr denn? Gleich geht das Böllerschießen los!« Ihre Wangen waren gerötet, und in ihren Augen leuchtete die Vorfreude. Sie zupfte an Mias Gewand herum, dann warf sie einen anerkennenden Blick auf mein Kleid. »Papa ist schon unten. Kommt ihr auch mit raus?«

»Das ist ja wohl der Sinn der ganzen Sache«, meinte Mia. Es klang nicht sehr begeistert.

»Oh, an deinem Kleid ist der Saum aufgegangen«, sagte meine Mutter zu ihr. »Das richte ich schnell. Dauert nur eine Minute!« An mich gewandt, fügte sie hinzu: »Gehst du schon vor und sagst Papa Bescheid, dass wir gleich nachkommen?«

»Ja, mach ich.« Es war mir sehr recht, den Raum so schnell verlassen zu können. Das Zimmer in der Pension erschien mir auf einmal zu eng. Ich hatte das Gefühl, nicht genug Luft zu bekommen. Ständig musste ich an den blöden Traum denken. Die Blitze, die heißen Flammen an meinen Händen … Die Bilder schoben sich immer wieder vor mein geistiges Auge. Es ging mir einfach nicht aus dem Kopf.

Im Erdgeschoss lief ich zu allem Überfluss Herrn Binsenbrech über den Weg. Er hatte Geheimratsecken bis zum Hinterkopf und war ungefähr so alt wie meine Eltern, schien sich aber Jahrzehnte jünger zu fühlen. Diese Selbsteinschätzung teilte er seiner Umwelt mit, indem er modisch zerrissene Jeans trug und in Jugendslang redete – oder was er dafür hielt.

Er ordnete irgendwelche Papiere an der Rezeption und hörte sofort damit auf, als er mich sah. »Krassikowski, in

diesem Kleid bist du aber echt ein Hottie, Lori! Du hast bestimmt irre viele Follower, mit deinem Gesicht und diesen großen blauen Augen!«

»Sie sind grün«, sagte ich im Vorbeigehen.

»Hast du schon über meinen Vorschlag nachgedacht?«, rief er. »Ich meine, die Sache mit dem Ferienjob? Du hättest dabei auch jede Menge Zeit zum Chillen!«

Ich lief weiter und tat so, als hätte ich seine Frage nicht mehr gehört. Draußen herrschte bereits der reinste Volksauflauf. In der näheren Umgebung hatten sich Mitwirkende und Besucher des Historienspektakels versammelt und warteten auf die offizielle Eröffnung. Inmitten all dieser altertümlich kostümierten Menschen kam man sich vor wie in eine vergangene Zeit versetzt – an den Buden konnte man Handwerkern bei der Arbeit über die Schulter schauen und alle möglichen Dinge kaufen, die es auch auf einem rheinischen Markt im Jahr 1813 gegeben hätte. An einem Stand saß eine Frau an einem Spinnrad, an einem anderen wurden Körbe aus Weidenruten geflochten, an einem dritten Seile gedreht. Es gab Imbissbuden, fliegende Händler und Musikanten, alles wie vor über zweihundert Jahren. Aus unerfindlichen Gründen verursachte der Anblick mir tiefes Unbehagen. Schlimmer noch – auf einmal wirkte die ganze Umgebung bedrohlich auf mich. Eine Stimme in mir schien zu flüstern: Du solltest nicht hier sein!

Dabei sah alles völlig harmlos aus. Das Wetter an diesem Pfingstwochenende hätte gar nicht besser sein können. Der Himmel war strahlend blau. Keine Wolke trübte die Fest-

tagsstimmung. Alle waren super drauf. Nur ich nicht. Am liebsten wäre ich weggelaufen – und zwar so weit wie möglich.

Ich schob mich durch die Menschenmenge und lief an der nächsten Ecke beinahe meinem Vater in die Arme. Seine große, kräftige Gestalt war auch im Gedränge nicht zu übersehen. Passend zu der Veranstaltung war er als preußischer Offizier verkleidet.

»Lori!« Lächelnd legte er mir den Arm um die Schultern. »Du siehst toll aus in diesem Kleid!«

Ich nickte bloß schweigend.

»Die Eröffnung fängt gleich an. Wo sind deine Mutter und deine Schwester?«

»So gut wie auf dem Weg. An Mias Kleid war der Saum lose, aber dafür braucht Mama nicht lange.«

Mein Vater ließ mich los und musterte mich forschend. »Alles okay?«

»Alles bestens.«

Doch das Gefühl, dass irgendetwas ganz und gar nicht stimmte, wurde von Sekunde zu Sekunde stärker.

»Ich lauf hier noch ein bisschen rum«, sagte ich. »Der Stand mit den bunten Umhängen da vorn sieht interessant aus.«

»Geh nicht mehr so weit weg«, sagte mein Vater. »Das Böllerschießen fängt gleich an.«

»Ich weiß«, rief ich über die Schulter zurück. Doch ohne auf seine Bitte zu hören, ging ich mit großen Schritten an einigen Ständen vorbei und ließ nach und nach das Men-

schengetümmel hinter mir. Mein Weg führte mich aus dem Ort hinaus in das angrenzende Gelände – teils mit Weinreben bewachsene, teils bewaldete Hänge. Ich hatte nichts dabei außer meinem Smartphone, das in dem kleinen Samtbeutel verstaut war, den ich am Handgelenk trug (ein historisches Accessoire namens *Pompadour*). So hatte ich beide Hände frei, um beim Gehen den Saum meines Kleides ein Stück hochzuheben.

Ich wusste selbst nicht, wieso ich diese Richtung wählte, geschweige denn, wieso ich ausgerechnet *jetzt* diesen Spaziergang machte – ich lief einfach immer weiter bergauf, bis ich von lauter Bäumen umgeben war. Während ich den dicht bewaldeten Hügel hochstieg, hörte ich von ferne die Böllerschüsse, mit denen die Historientage gerade offiziell eröffnet wurden, im festlichen Gedenken an die Rheinüberquerung Blüchers, eines berühmten Feldherrn, der entscheidend zu Napoleons späterer Niederlage bei Waterloo beigetragen hatte. In der Neujahrsnacht 1813/14 hatte dieser Blücher, tatkräftig unterstützt durch die Bewohner des Örtchens, mit seinen Truppen den Rhein überquert und war in Frankreich einmarschiert.

Irgendein wichtiger Politiker würde gleich als Schirmherr der Veranstaltung eine Rede halten, danach würde es Theater- und Tanzvorführungen geben, alles natürlich mit Teilnehmern in historischen Gewändern, und nebenher konnte man wie schon vor über zweihundert Jahren Deftiges aus der Feldküche essen und dazu Feuerwein trinken, eine uralte Spezialität aus dieser Gegend.

Eigentlich hätte ich dabei sein müssen, um mir alles gemeinsam mit meinen Eltern und meiner Schwester anzusehen. Schon meiner Mutter zuliebe.

»Es würde mir viel bedeuten, Lori! Du weißt doch, wie wichtig das für Papa und mich ist!«

Unzählige Male hatte sie mir schon erzählt, dass sie und mein Vater sich damals hier in der Gegend kennengelernt und auf Anhieb unsterblich ineinander verliebt hatten. Genau genommen hatten sie mich sogar gleich in ihrer ersten gemeinsamen Nacht an Ort und Stelle gezeugt. Natürlich nicht absichtlich, aber nachdem es nun einmal passiert war, hatten sie sich wie verrückt auf mich gefreut und mich nach der Loreley benannt, dem sagenumwobenen Felsen hoch oben über dem Rhein, der sich ganz in der Nähe befand.

Ein Teil von mir war jedes Mal gerührt, wenn meine Mutter darüber sprach – ich konnte nichts dagegen tun.

Kein Mensch konnte übersehen, wie sehr sich meine Eltern liebten. Obwohl sie schon so viele Jahre ein Paar waren, hielten sie beim Spazierengehen immer noch Händchen und suchten ständig Körperkontakt. Dabei blickten sie einander auf eine Weise an, die einem als Tochter oft peinlich war, vor allem in der Öffentlichkeit. Natürlich zofften sie sich auch ab und zu, aber meist lachten sie schon eine Minute später darüber und gaben sich zur Versöhnung einen Kuss.

Während mir diese Gedanken durch den Kopf gingen, verspürte ich nach diesem steilen Aufstieg auf einmal das Bedürfnis, eine Pause zu machen und mich auszuruhen. Ich machte es mir auf einem breiten, von der Sonne erwärmten

Felsvorsprung bequem, von dem aus man eine gute Aussicht hatte. Mein Hut war verrutscht, ich nahm ihn kurzerhand ab und löste auch mein Haar, das Mia mir vor ein paar Stunden zu einer kunstvollen Empirefrisur geflochten und hochgesteckt hatte. Die Strähnen kringelten sich wild um mein Gesicht und fielen in Wellen über meinen Rücken, ähnlich lockig wie bei meiner Schwester, nur eine Spur dunkler. Sie hatte rötlich blondes Haar, meines war eher honigfarben. Dafür hatten wir beide die gleiche Augenfarbe – eine seltene Mischung aus Grün und Bernstein. *Hexenaugen* hatte Kathy sie mal genannt.

Nachdem ich es mir auf dem Felsen bequem gemacht hatte, checkte ich gewohnheitsmäßig mein Handy. Blöderweise war der Akku fast leer. Klasse. Aber zum Lesen von ein paar Nachrichten reichte es gerade noch.

Meine Mutter hatte geschrieben*: Alles in Ordnung bei dir? Melde dich bitte kurz, ich mache mir Sorgen.*

Mia: *Voll mies, dass du abgehauen bist. Glaubst du etwa, ICH hab Spaß an diesem Schnarch-Event?*

Meine Mutter: *Sollen wir mit dem Essen auf dich warten oder dir ein Stück Spießbraten aufheben? Es schmeckt auch kalt sehr gut.*

Ich schrieb eine kurze Nachricht an meine Mutter. *Alles ok. Bin spazieren. Esst ruhig ohne mich.*

Anschließend verstaute ich das Handy wieder in meinem Pompadour und sah mir ausgiebig die Gegend an. Der Ausblick von hier oben war wirklich spektakulär. Die grünen Hänge auf beiden Seiten des Rheins, eine alte Burg ein

Stück unterhalb von mir, eine andere Burg auf einer kleinen Flussinsel in Ufernähe, das beschauliche Örtchen mit dem Kirchturm – das reinste Postkartenidyll.

Beim Anblick des Flusses stieg von einem Moment auf den nächsten eine eigentümliche Sehnsucht in mir auf. Es war wie ein Wunsch, die Hände nach etwas auszustrecken, das mir vertraut und doch fremd war. Das Herz strömte mir auf einmal über von diesem bittersüßen Gefühl zwischen Traurigkeit und Hoffnung.

Doch wenig später war es damit vorbei. Während ich ins Tal schaute, überlief mich aus heiterem Himmel eine Gänsehaut. Dunkle Schatten legten sich über mich. Wie aus dem Nichts waren schwarze Wolken aufgezogen und verhüllten die Sonne. In der Nähe fuhr ein Blitz nieder, und der aufbrüllende Donner traf mit solcher Wucht auf meine Ohren, dass ich entsetzt aufschrie. Einen derartig unerwartet einsetzenden Wetterumschwung hatte ich noch nie erlebt.

Schlagartig explodierte die Angst in mir. Jene namenlose, grauenvolle Angst, mit der ich in der vergangenen Nacht aus dem Albtraum hochgeschreckt war. Ich schrie vor Panik laut auf, umschlang mit beiden Armen meine Knie und kauerte mich zusammen. Weitere Blitze zuckten vom Himmel herab und schlugen dicht neben mir ein, gefolgt von Donnerschlägen, die so gewaltig waren, dass die Erde um mich herum erzitterte.

Doch bei alledem fiel kein einziger Regentropfen vom Himmel.

Meine Hände wurden urplötzlich von einem Gefühl

brennender Hitze erfasst. Entsetzt starrte ich sie an. Es war genau wie in meinem Traum! Ein blauweißes Flimmern zuckte um meine Fingerspitzen, begleitet von einem elektrisch klingenden Knistern und Summen.

Schluchzend ballte ich die Hände zu Fäusten. Was war das? Was passierte da mit mir? Es sollte endlich aufhören!

Im Wald war es merklich dunkler geworden, es herrschte eine urzeitlich wirkende Dämmerung. Der Wind hatte sich zum Sturm erhoben und brauste heulend durch das Geäst über mir. Ich sprang auf, um wegzurennen. Aber ich konnte den Blitzen nicht entkommen. Der nächste erwischte mich voll. Gleißend helles Licht hüllte mich von Kopf bis Fuß ein und verband sich mit dem bläulichen Feuer um meine Fingerspitzen. Die Hitze brannte sich tief in mein Inneres und durchströmte mich bis in den letzten Winkel meines Seins. Im nächsten Moment wurde alles um mich herum schwarz.

*

Als ich wieder zu mir kam, war es immer noch dunkel. Erst mit einiger Zeitverzögerung erkannte ich, dass es jetzt *richtig* dunkel war – über den Baumwipfeln spannte sich ein sternenübersäter Nachthimmel. Nachdem ich meine Gedanken sortiert hatte, begriff ich, was passiert sein musste: Ich war in der warmen Sonne eingenickt und hatte stundenlang geschlafen. Und dabei schon wieder diesen seltsamen, unglaublich realistischen Albtraum gehabt. Der jetzt zum

Glück vorbei war. Erleichtert atmete ich durch und tastete meine Hände ab. Nichts versengt oder verbrannt. Alles völlig normal.

Abgesehen davon, dass ich anscheinend den Rest des Tages komplett verpennt hatte. Ich wusste nicht, wie spät es war, aber die Sonne musste schon vor einer Weile untergegangen sein. Ein zunehmender Mond verbreitete blasses Licht, doch allzu viel konnte ich von meiner Umgebung nicht erkennen.

Ich holte mein Handy aus dem Samtbeutel und stöhnte vor Frust laut auf. Es war ausgegangen. Na toll. Ich saß allein mitten im Wald, es war stockdunkel, und mein Akku war leer.

Meine Eltern machten sich bestimmt schon Sorgen. Ob sie bereits nach mir suchten? Hastig rappelte ich mich auf und ging zurück zum Waldweg. Dummerweise war er in dieser Finsternis kaum zu erkennen. Meine Versuche weiterzugehen endeten alle paar Meter vor einem Baum. Zweimal kam ich vom Weg ab und wäre um ein Haar einen Abhang hinuntergestürzt. Irgendwann blieb ich entnervt stehen. *Denk nach, Lori!* Es musste doch irgendeine bessere und schnellere Möglichkeit geben, aus diesem blöden Wald hinauszufinden!

Aber welche? Mir wollte keine einfallen. Nur eins war klar, ich musste ins Tal, denn von dort war ich schließlich gekommen. Und sobald ich das erste bewohnte Haus erreichte, konnte ich kurz mein Handy aufladen und meine Eltern anrufen. Während ich noch dastand und nachdachte, wurde

es auf einmal etwas heller. An der Wegbiegung tauchte eine hochgewachsene Gestalt auf, die sich beim Näherkommen als junger Mann mit einem altmodischen Windlicht entpuppte. Er war schätzungsweise zwei oder drei Jahre älter als ich und hatte sich ebenfalls für die Historienspiele verkleidet – als englischer Soldat. Gleichzeitig erschrocken und erleichtert über sein plötzliches Auftauchen im Wald eilte ich ihm entgegen.

»Gott sei Dank!« Atemlos blieb ich vor ihm stehen. Verlegen strich ich mein Empirekleid glatt und schob mir ein paar Haarsträhnen hinter die Ohren. »Ich dachte schon, ich müsste hier im Dunkeln übernachten!«

Er starrte mich mit offenem Mund an wie einen Geist. »Wer bist du?«, fragte er. Er sprach mit hörbarem englischem Akzent. Offenbar ein echter Wellington-Fan. Im Ort hatte ich schon ein paar von ihnen gesehen. Zu den diversen *Reenactment*-Veranstaltungen, die regelmäßig in ganz Europa verstreut stattfanden, kamen Teilnehmer aus aller Herren Länder und traten für die Bataillone früherer Feldherren zu Schaukämpfen an. Franzosen, Schweden, Deutsche, Engländer – alle hatten ihren Spaß dabei. Manche tourten sogar pausenlos von einem Event zum nächsten.

»Ich heiße Lori«, sagte ich. »Ich glaube, ich habe mich verlaufen.«

Er ließ mich nicht aus den Augen. »Woher stammst du?«

»Eigentlich aus Frankfurt. Ich bin mit meinen Eltern und meiner Schwester zu Besuch hier.« Ich betrachtete meinen Retter genauer, und was ich im flackernden Schein des

Windlichts erkennen konnte, war nicht übel. Er war groß, bestimmt eins fünfundachtzig, und seine Gestalt wirkte in dem roten Waffenrock drahtig und muskulös. Betont heiter setzte ich hinzu: »Mein Vater ist übrigens momentan auch in Uniform unterwegs. Allerdings tritt er für die Preußen an.«

»Wie kommt es, dass er dich mitten in der Nacht allein in den Wald gehen lässt?«

»Na ja, er war nicht wirklich damit einverstanden. Ich bin einfach losgezogen, weil ich keine Lust auf die Veranstaltung hatte. Irgendwann habe ich mich hingesetzt und ausgeruht. Dabei bin ich eingeschlafen und erst vorhin wieder aufgewacht.«

Sein Blick war seltsam eindringlich. »Hast du keine Angst vor den Franzosen? Hier im Wald streifen feindliche Soldaten umher.«

Autsch, jetzt übertrieb er es aber. Er schien zu diesen Historienfreaks zu gehören, die sogar außerhalb der offiziellen Darbietungen authentisch rüberkommen wollten. Das erklärte auch, wieso er im Dunkeln mit einem Windlicht herumlief statt mit einer Taschenlampe. Eindeutig ein Freak.

Leichtes Unbehagen machte sich in mir breit.

Ich schleimte mich trotzdem bei ihm ein, denn er schien nicht nur den Weg zu kennen, sondern besaß auch die einzige Lichtquelle weit und breit. »Jetzt ist ja zum Glück ein Engländer hier, um mich vor den Franzosen zu beschützen«, sagte ich fröhlich. »Wie heißt du eigentlich? Und könnte ich vielleicht mal kurz dein Handy benutzen?«

Er deutete eine Verbeugung an. »Thomas Wakefield. *Lieutenant* Thomas Wakefield.« Ich verdrehte genervt die Augen, was er in dem spärlichen Licht nicht sehen konnte. Ein wenig steif fuhr er fort: »Ich bin des Deutschen nicht vollständig mächtig und fürchte, ich weiß nicht, was ein Handy ist.«

»Sorry, in England heißt es *mobile*, das hatte ich ganz vergessen. Du sprichst übrigens prima Deutsch. In der Schule gelernt?«

»Nein, ich erlernte deine Sprache nicht in der Schule. Meine Großmutter stammt aus Hannover. Sie lehrte es mich.«

Aha, das erklärte wohl auch, wieso er sich so merkwürdig altertümlich ausdrückte. Und dass er sein Handy nicht eingesteckt hatte, wunderte mich auch kein bisschen. Wer mit so einer vorsintflutlichen Leuchte durch den Wald spazierte (war das eine Öllampe?), legte Wert auf Althergebrachtes. Das erkannte man auch an dem übrigen antiquierten Kram, den er dabeihatte. Als er sich halb von mir wegdrehte, um den Wegrand auszuleuchten, bemerkte ich den ledernen Tornister auf seinem Rücken. Daran festgeschnallt waren weitere Utensilien: ein meterlanges Gewehr, eine zerbeulte Feldflasche und mehrere kleinere und größere Beutel und Behältnisse, denen man auf den ersten Blick nicht ansah, was drinsteckte. Am Gürtel trug er einen Säbel und ein Jagdmesser. Über der Brust kreuzten sich zwei breite Patronengurte. Dieser Thomas Wakefield schien wirklich alles im Gepäck zu haben, was ein waschechter Soldat auf einem

Feldzug brauchte. Und jedes Teil wirkte hundertprozentig echt.

»Du machst das wohl öfters.« Ein bisschen nette Konversation konnte nicht schaden. Wie gesagt, er war derjenige mit der Lampe.

»Was genau mache ich deiner Meinung nach öfters?«, erkundigte Thomas sich.

»An solchen Militärevents teilnehmen.«

Er zog befremdet die Brauen zusammen. »Militärevents? Nennt man das bei euch Deutschen so? Der Begriff ist mir nicht geläufig. Ich kenne nur das Wort *Schlacht*.«

»Ja, klar, das passt genauso.«

»Nun, ich habe schon in mehreren Schlachten gegen die Truppen des Franzosenkaisers gekämpft, zuletzt im Oktober bei Leipzig.«

Ich heuchelte Interesse. »War es ein großes Event?«

Thomas starrte mich an. »Es war die größte Schlacht aller Zeiten. Mehr als eine halbe Million Soldaten haben dort gekämpft, und nahezu hunderttausend von ihnen haben dabei ihr Leben gelassen.«

Mit einem Mal war ich auf der Hut. Der Typ war *wirklich* ein Freak.

»Verstehe«, sagte ich verbindlich. »Du meinst die große Völkerschlacht von Leipzig. Im Rahmen von Napoleons Rückzug nach dem Russlandfeldzug. Mein Vater hat mir alles Mögliche darüber erzählt. Könnten wir jetzt bitte wieder in die Stadt zurückgehen? Du *willst* doch in die Stadt, oder?«

Thomas ignorierte meine Frage. »Hat dein Vater auch bei Leipzig gekämpft?«, wollte er wissen. »Welchen Rang bekleidet er in der preußischen Armee?«

»Major«, behauptete ich aufs Geratewohl. Nach meiner Kenntnis war das ziemlich hochstehend, auf alle Fälle mehr als ein Leutnant. Vielleicht förderte das die Hilfsbereitschaft dieses Engländers.

Er sah mich die ganze Zeit unverwandt an.

Allmählich wurde ich richtig nervös. Schlagartig gingen alle möglichen inneren Alarmsirenen bei mir an. »Gibt es ein Problem?«

»Sag du es mir, Lori, oder wie auch immer dein wirklicher Name lautet.«

Ich machte mich bereit, so schnell wie möglich abzuhauen, ganz egal, wie dunkel es war. »Lori ist nur eine Abkürzung. Ich heiße Loreley. Aber nicht nach der Hauptfigur in *Gilmore Girls*, sondern nach dem berühmten Rheinfelsen.«

Er machte einen Schritt auf mich zu, worauf ich sofort vor ihm zurückwich. »Vergiss es einfach«, sagte ich hastig. »Ich finde schon allein zurück.«

»Dir sollte klar sein, dass ich dich nicht einfach so gehen lassen kann. Sag mir die volle Wahrheit, Lori, dann verschone ich dein Leben. Bist du eine Spionin der Franzosen?«

Jetzt drehte er komplett durch. Ich gab jeden Versuch auf, die Konversation auf einer vernünftigen Basis fortzusetzen. »Komm nicht näher, sonst schreie ich.«

Das schien ihn nicht zu interessieren. Er tat einen weiteren Schritt in meine Richtung, und diesmal gab es nur eine richtige Entscheidung. Ich schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Und dann rannte ich weg.

*

2

Er setzte mir sofort nach, doch ich gewann rasch einen ordentlichen Vorsprung. Erwähnte ich schon, dass ich eine ziemlich gute Sprinterin bin? Außerdem hatte ich im Gegensatz zu meinem Verfolger kein schweres Gepäck dabei, sondern nur einen kleinen Samtbeutel mit einem Handy darin. Ich wäre ihm sicherlich entkommen – bei Tag. Es war zwar nicht völlig finster, weil das Windlicht hinter mir einen matten Schein verbreitete. Doch je weiter ich mich von ihm entfernte, desto mehr verdunkelte sich meine Umgebung, und entsprechend langsamer kam ich vorwärts. Was zur Folge hatte, dass dieser Thomas Wakefield immer wieder aufholte. Es war ein fortwährendes Wechselspiel – fiel er zurück, wurde ich langsamer. Schloss er auf, wurde ich schneller.

Seine schweren Stiefel trampelten hinter mir über den Waldboden. Inzwischen hatte ich Todesangst. Verflucht, wie weit war es denn noch?

Dann erübrigte sich diese Frage, denn im nächsten Augenblick wurde mir mein langes Flatterkleid zum Verhängnis – ich blieb damit an einem Strauch hängen, und ehe ich

mich losreißen konnte, wurde ich von hinten gepackt und grob gegen einen Baum gestoßen. Ich schrie lauthals um Hilfe und versuchte vergeblich, mich dem harten Griff meines Verfolgers zu entwinden.

»Halt den Mund! Man hört dich meilenweit! Hier in der Nähe sind Franzosen! Wenn sie uns finden, ist dein Schicksal schlimmer als der Tod!« Er stellte die Laterne ab und ballte die freie Hand dicht vor meiner Nase zur Faust. »Sei still, oder ich muss dich bewusstlos schlagen!«

Diese Drohung ließ mich schlagartig verstummen. Fieberhaft dachte ich nach. Vielleicht sollte ich einfach mitspielen und so tun, als wäre seine ganze abgedrehte Soldatenshow echt – das war meine einzige Chance! Doch als er sein Halstuch abnahm und mir damit die Handgelenke zusammenband, kamen mir sofort Zweifel an dieser Option.

»Ich bin keine Spionin, das schwöre ich!«, beteuerte ich dennoch vorsorglich. »Ich war wirklich nur spazieren. Und natürlich will ich ebenso wenig in französische Gefangenschaft geraten wie du! Deshalb bin froh, dass ich einem verbündeten Engländer begegnet bin.« Ich sprach wie mit einem kleinen Kind. Man durfte ihn nicht reizen. Deeskalation war jetzt das Wichtigste. »Du brauchst mich wirklich nicht zu fesseln, Thomas. Äh, Lieutenant Wakefield.«

»Du darfst mich Thomas nennen.«

»Kannst du mich jetzt bitte losbinden, Thomas?«

Anstelle einer Antwort nahm er die Lampe wieder auf und zerrte mich an meinen gefesselten Händen hinter sich her. Ich stellte fest, dass er den Tornister abgenommen hatte,

um mich schneller fangen zu können. Wir gingen ein Stück bergauf zu der Stelle, wo er das Teil abgeladen hatte. Unterwegs hob er am Wegrand noch seinen Hut auf, den er beim Laufen verloren hatte.

Thomas stellte die Laterne zu seinen Füßen ab, holte einen Strick aus dem Tornister und knotete ihn zusätzlich zu dem Halsband um meine Handgelenke, dann band er das andere Ende des Seils an seinem Gürtel fest. Damit machte er jede Möglichkeit für eine plötzliche Flucht zunichte und hatte gleichzeitig beide Hände frei. Anschließend schnallte er sich den Tornister mitsamt Gewehr und anderem Kram wieder auf den Rücken.

»Was hast du vor?«, fragte ich mit wachsendem Entsetzen, während er mich seitlich vom Weg ins Unterholz zerrte. Er hielt mit einer Hand die Lampe, mit der anderen hatte er den Strick umfasst und zog mich quer durchs Gebüsch. Mein Herz raste vor Angst. Oh mein Gott! Er wollte doch nicht etwa …

»Wo gehen wir hin? Willst du mir was antun, du Dreckssack?«, stieß ich hervor.

»Was denkst du von mir?« Zorn und Abscheu erfüllten seine Stimme. »Ich bin ein Mann von Ehre! Kein Soldat in meinem Korps würde je so tief sinken, Frauen zu schänden, auch wenn es die des Feindes sind!«

Meine Angst legte sich nur zum Teil. Aber ich durfte auf keinen Fall die Kontrolle verlieren! Der Typ war unberechenbar. Ich musste ihn dazu bringen, dass er mir vertraute und mich losband, dann würde sich der Rest wie von allein

ergeben. Sobald er mir das nächste Mal den Rücken zuwandte, würde ich mir die Lampe schnappen und abhauen.

Wahlweise würde ich ihn einfach bis zum Morgengrauen mit Small Talk hinhalten und erst loslaufen, wenn es hell genug war. Um diese Jahreszeit ging die Sonne sehr früh auf, vielleicht musste ich gar nicht so lange warten.

Mit einem Mal merkte ich, wie durstig ich war. Ich hatte seit dem Mittag nichts mehr getrunken. Und ganz nebenbei bot mir das bestimmt eine gute Gelegenheit, auf friedliche Art ins Gespräch zu kommen. »Hast du vielleicht eine Kleinigkeit zu trinken dabei?«

Thomas löste die Feldflasche von seinem Tornister und reichte sie mir.

»Danke!« Ich nahm sie mit meinen gefesselten Händen entgegen und trank ein paar Schlucke. Das Wasser darin schmeckte ziemlich abgestanden, aber es löschte den Durst.

Ich gab ihm die Flasche zurück. Er trank selbst daraus und verstaute sie wieder bei seinem Gepäck. Als er sich anschließend zu mir umdrehte, hielt er sein Jagdmesser in der Hand. Mir entwich ein unterdrückter Schreckenslaut.

Doch er schnitt nur die Kordel des Pompadours durch, der immer noch an meinem Handgelenk baumelte.

Er wog den Beutel in der Hand. »Was ist da drin?«

»Mein Handy«, sagte ich, zwischen Angst und Zorn hin- und hergerissen. Angst, weil ich noch nie mit einem derartig unzurechnungsfähigen Menschen zu tun gehabt hatte, und Zorn, weil er mich schon wieder dazu gebracht hatte, die Beherrschung verlieren.

Er holte das Smartphone aus dem Beutel und betrachtete es verwundert von allen Seiten. Vorsichtig strich er mit dem Finger darüber und berührte das Display, in dem sich der Schein des Windlichts widerspiegelte. »Bei allen Heiligen, was ist das?«, flüsterte er.

Großer Gott. Ich war in einem Gruselfilm gefangen. Der dunkle Wald. Der gestörte Typ. Und ich gefesselt und wehrlos vor ihm. Wie sollte ich das bis zum Morgengrauen durchstehen?

Doch es sollte noch schlimmer kommen.

Unvermittelt warf er das Handy auf den Boden. »Dieses Ding ist Teufelswerk! Du bist zweifellos eine Hexe!«

Diese Unverschämtheit konnte ich unmöglich auf mir sitzen lassen. Meine Eltern hatten mich nicht dazu erzogen, solche Beleidigungen ohne einen Mucks einzustecken.

»Du Arschloch!«, gab ich aufgebracht zurück. Ich streckte ihm meine Handgelenke entgegen. »Mach mich sofort los! Ich will jetzt nach Hause. Du kannst dir eine andere Tussi für deine bekloppten Spielchen suchen.«

Er starrte mich nur stumm an.

»Was ist?«, fragte ich herausfordernd. »Willst du mich jetzt auf einen Scheiterhaufen schmeißen oder was?«

»Wir biwakieren hier«, sagte er kurz angebunden. »Setz dich«, fügte er hinzu, während er sich mit gekreuzten Beinen auf dem bemoosten Waldboden niederließ. »Ich habe etwas zu essen dabei und kann dir davon abgeben.«

Trotzig blieb ich stehen. »Ich habe keinen Hunger.« Das war die Wahrheit. Wenn überhaupt, hätte ich jetzt einen

Schokoriegel vertragen können. Aber so was hatte dieser Spinner ganz sicher nicht im Marschgepäck.

Und tatsächlich packte er eine Mahlzeit aus, die haargenau zu seinem ganzen übrigen Auftritt passte: zwiebackähnliches Brot, ein paar streng riechende Streifen Trockenfleisch, ein Säckchen mit Dörrobst. Schweigend breitete er alles auf einem schmuddeligen Tuch vor sich aus und fing an zu essen.

Nach einer Weile wurde mir das Stehen zu mühsam. Ich setzte mich ebenfalls hin.

»Erzähl mir von dir«, sagte mein Entführer unvermittelt zwischen zwei Bissen.

»Was willst du denn hören?«, fragte ich spitz. »Meinen Lebenslauf? Warte, wo fange ich an …? Ah, am besten ganz von vorn. Wie alle Hexen kam ich mit drei Jahren in einen Hexenkindergarten. Weil ich in diesem frühen Alter bereits gut sprechen konnte, hatte ich schon bald jede Menge Zaubersprüche drauf. Allerdings gab es auch öfters Ärger, weil ich die anderen Kinder ohne Erlaubnis in Tiere verwandelte. Eines Tages verzauberte ich einen kleinen Jungen namens Freddie in einen Ameisenbären. Er steckte seine lange Schnauze in ein Mauseloch und blieb hängen. Ich verwandelte Freddie sofort zurück, aber er hatte anschließend ein Problem mit seiner Nasenscheidewand und musste ständig niesen.«

Ich hielt inne und blickte mein Gegenüber an. Er schaute nicht mehr ganz so verbiestert drein. Wenn ich mich nicht sehr täuschte, kämpfte er sogar gegen eine Aufwallung von

Heiterkeit an. Für mich ein Hinweis, dass ich auf dem richtigen Weg war.

»Meine Schulzeit verbrachte ich in einem Hexeninternat. Meine Leistungsfächer waren Besenfliegen und Bannsprüche. Im Besenfliegen bin ich richtig gut, das halte ich stundenlang durch, ohne auch nur eine einzige Borste zu verlieren. Ich könnte es dir vorführen, aber wie ich sehe, hast du keinen Besen dabei. Das Kochen mit dem Hexenkessel liegt mir nicht so. Ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen, mit solchen Dingen wie Hundezunge, Krähenhirn und Eidechsenknochen zu arbeiten. Deshalb habe ich mich neben dem Hexenberuf rechtzeitig nach Zweitjobs umgeschaut, unter anderem als Spionin für die Franzosen. Leider zahlen sie miserabel, und zu den konspirativen Treffen kommen sie dauernd zu spät. Ich könnte mir daher gut vorstellen, zusätzlich als Doppelagentin für die Engländer zu arbeiten. Die sind angeblich sehr rücksichtsvoll und benehmen sich immer wie Kavaliere. Vor allem gegenüber Frauen. Was meinst du, wäre das was für eine Hexe und Spionin wie mich?«

Damit hatte ich ihn. Er prustete laut heraus, und ich lachte mit.

Anscheinend waren wir soeben auf die Ebene der Realität zurückgekehrt.

*

»Falls du noch die echte Version hören willst – bitte sehr«, fuhr ich fort. »Ich selber stehe nicht sonderlich auf dieses

Schlachtengedöns. Mein Vater ist der wahre Fan, er *liebt* es. Wo auch immer irgendwelche wichtigen Reenactments stattfinden, reist er in voller Uniform an. Meist für die Preußen, aber es dürfen auch mal die Bayern oder die Hohenzollern sein. Meine Mutter ist ebenfalls ganz wild auf diese militärischen Events, sie hat für alle möglichen Epochen die passende Kostümierung. Meine jüngere Schwester Mia und ich sind oft mit von der Partie, weil meine Eltern uns unbedingt dabeihaben wollen.« Aufmunternd blickte ich Thomas an, der mir die ganze Zeit aufmerksam, wenn auch wieder mit diesem seltsamen Stirnrunzeln zugehört hatte. »Jetzt du«, fügte ich hinzu. »Wie bist du zur … ähm, Truppe gekommen?«

Thomas rollte die Reste seines Nachtmahls wieder in das schmuddelige Tuch ein, während er meine Frage beantwortete. »Nach der Schule besuchte ich die Militärakademie und erwarb mein Offizierspatent, und als ich alt genug war, zog ich in den Krieg. Und damit meine ich nicht jene Übungsaufmärsche oder Paraden in Uniform, wie sie dein Vater zu bevorzugen scheint, sondern richtige Kämpfe.«

Ich war baff. »Du warst schon in einem *echten* Krieg?«

Er zuckte mit den Schultern. »Er hat sich überaus echt angefühlt. Ich wurde zweimal verwundet. Beim zweiten Mal hing mein Leben am seidenen Faden – ich erlitt eine ernste Kopfverletzung.« Beiläufig deutete er auf eine Stelle über seinem rechten Ohr. »Ich befand mich lange Zeit im Lazarett.«

»Das tut mir leid«, sagte ich bestürzt. Diese Vorge-

schichte – natürlich vorausgesetzt, dass sie stimmte – erklärte vieles. Kein Wunder, dass er so drauf war. Der arme Kerl war das Opfer einer posttraumatischen Belastungsstörung. Die Kopfverletzung hatte bestimmt auch ihren Teil dazu beigetragen. Vielleicht hatte er eine Art Kriegsneurose, die ihn zwang, sogar in seinem Privatleben noch den Soldaten zu spielen. »Wo warst du denn stationiert?«, fragte ich. »In Afghanistan?« Taktvoll hielt ich inne. »Du musst nicht darüber sprechen, wenn es dich belastet.«

»Es belastet mich nicht über Gebühr«, antwortete Thomas. »Ich stehe weiterhin im Dienst seiner Majestät, des englischen Königs.« Es klang zurückhaltend und auch ein bisschen geheimnisvoll, als wollte er nicht zu viel darüber verraten.

Das war wieder der Punkt, wo sein Bezug zur Realität verloren ging und er in seine Wahnvorstellung abglitt. Ich beschloss spontan, einfach mitzuspielen. Das war in dieser Situation immer noch das Vernünftigste.

»Ich glaube, ich weiß, was du machst«, sagte ich fröhlich. »Militärische Aufklärung. Stimmt's?«

Mit einem Mal wirkte er wachsam. »Wie kommst du darauf?«

»Da du allein in diesem Wald unterwegs bist, gibt es nur zwei Möglichkeiten, was du sein könntest – Kundschafter oder Deserteur. Und mein Riecher sagt mir, dass du kein Deserteur bist.« Ich hob die Hand. »Du musst es nicht kommentieren. Zumal ich ja eine Spionin der Franzosen sein könnte.«

»Du hast einen sehr scharfen Verstand, Lori.«

Ich lächelte ihn an. »Ja, das sagt mein Vater auch immer. Trotzdem wäre es unglaublich nett von dir, wenn du mir diese blöden Fesseln abnehmen würdest. Ich verspreche auch hoch und heilig, dass ich nicht weglaufe. Ohne Licht komme ich sowieso nicht weit, schon gar nicht in diesem Kleid.« An dieses Versprechen fühlte ich mich selbstverständlich nicht gebunden. Bei Tagesanbruch würde ich mit Lichtgeschwindigkeit losrennen, und diesmal würde er mich nicht kriegen.

Er betrachtete unschlüssig meine gefesselten Hände.

»Die Sache ist die«, fuhr ich fort. »Ich müsste mal dringend ins Gebüsch. Du weißt schon. Und dafür brauche ich zwei freie Hände.«

Er wurde tatsächlich rot, das sah man sogar im dürftigen Schein des Windlichts.

»Nun gut. Ohne Lampe würdest du wohl wirklich nicht weit kommen.« Mit geschickten Bewegungen löste er das Halstuch von meinen Handgelenken und stopfte es sich in den Ärmel seiner Uniformjacke. Ein Zipfel schaute heraus, als wollte er es jederzeit griffbereit haben, um mich wieder zu fesseln, falls ich nicht kooperierte.

»Danke. Ich bin dann mal ganz kurz einen Baum weiter.« Ich stand auf (bei der Gelegenheit hob ich unauffällig mein Handy auf), klopfte mir ein paar Bucheckern und Tannennadeln aus dem verdreckten Kleid und schaute mich nach einer geeigneten Stelle um. In der Hinsicht hatte ich nicht gelogen – ich musste wirklich mal. Hinter einem Baum

hockte ich mich hin, aufmerksam in Richtung unseres Rastplatzes lauschend, während ich zuerst das Handy in meinem BH verstaute und dann mein kleines Geschäft erledigte. Zu meiner Erleichterung blieb Thomas ruhig sitzen und wartete, bis ich zurück war.

»Wo waren wir stehen geblieben?«, fragte ich leutselig, denn ich sah, dass er wieder genauso düster dreinblickte wie vor unserem Gespräch über Hexen und Armeekarrieren. »Wie ging es nach der Verwundung mit dir weiter?«

»Was genau willst du von mir hören, Lori?« Thomas betrachtete mich mit unergründlicher Miene.

»Keine Ahnung. Nichts Besonderes. Ich dachte bloß, es wäre vielleicht nicht ganz so langweilig, wenn wir uns unterhalten. Du erzählst ein bisschen was, ich erzähle ein bisschen was – keine Militärgeheimnisse, bloß etwas Small Talk. Mich würde zum Beispiel interessieren, wieso du hier im Wald herumläufst, statt unten im Ort mit den anderen zu feiern.«

»Small Talk!« Er lachte, doch es klang ziemlich sarkastisch, fast schon bitter. »Aber gut, warum soll ich es dir nicht verraten. Schließlich hast du dazu beigetragen.«

»Ich?«

»Natürlich. Ohne dich wäre ich schließlich gar nicht hier.«

Gegen meinen Willen war ich gespannt, was für eine komische Theorie er dazu entwickelt hatte.

»Ich war mit einem Boot auf dem Rhein unterwegs«, berichtete Thomas. »Das Wetter war stürmisch, und im Fluss

gab es gefährliche … Wie nennt man es in eurer Sprache? Strömungen? Strudel?«

»Geht beides. Strudel passt super. Nicht zu verwechseln mit Apfelstrudel. Dein Deutsch wird übrigens immer besser, je länger du sprichst. Ist also eine echt gute Übung für dich, dass du mir deine … ähm, Abenteuer erzählst.«

Thomas wirkte leicht irritiert, fuhr dann aber fort. »Der Maat gab sein Bestes, aber wir drohten zu kentern. Ich hielt mit dem Feldstecher Ausschau nach einer Stelle am Ufer, wo wir anlegen konnten. Und dabei sah ich … dich.«

»Mich?«, vergewisserte ich mich perplex.

Er nickte. »Du saßest in deinem weißen Kleid oben auf einem Felsvorsprung und hast auf den Fluss hinabgeschaut. Dein langes Haar wehte im Wind.«

Ich holte scharf Luft und starrte ihn an. Ich hatte ihm zwar erzählt, dass ich mich zum Ausruhen hingesetzt hatte, aber den Felsen hatte ich nicht erwähnt. Was für ein unglaublicher Zufall, dass seine ausgedachte Geschichte in diesem einen Punkt zur Realität passte! Doch gleich darauf hatte ich die Erklärung für diese phänomenale Übereinstimmung: Es war überhaupt kein Zufall, sondern er hatte mich wirklich vom Tal aus mit einem Fernglas beobachtet. Ich schluckte verunsichert, dann meinte ich lahm: »Da könnte man mich wohl glatt mit der echten Loreley verwechseln, oder?«

»Was meinst du damit?«

»Kennst du nicht die Loreley vom Rhein? Die bekannte Sagengestalt? Sie saß hoch oben über dem Rhein auf besagtem Felsen und kämmte ihr goldenes Haar, und die Fischer,

die sie vom Fluss aus zu sehen bekamen, waren so betört von ihrer Schönheit, dass ihre Boote an Riffen zerschellten. Allerdings befindet sich der Loreley-Felsen ein paar Kilometer entfernt von hier, es ist nicht der, auf dem ich vorhin gesessen habe.« Ich hielt inne, bevor ich leicht verlegen fortfuhr: »Außerdem wollte ich damit nicht sagen, dass ich betörend schön bin. Sondern bloß den Zusammenhang erklären. Ganz alte Sage, wirklich sehr bekannt. Obwohl – in England vielleicht nicht so. Aber vielleicht kennst du ja die Odyssee von Homer. Da kommen Sirenen vor, bei denen lief es so ähnlich ab.«

Thomas nickte. »Ich kenne die griechischen Sagen und bin auch mit der Odyssee vertraut. Und davon abgesehen bist du tatsächlich sehr schön, aber das haben dir sicher schon viele Menschen gesagt.«

»Hm, nein.« In meiner Stufe gab es hübschere Mädchen als mich, und abgesehen von meinen Haaren und meinen Augen fand ich mein Aussehen nicht allzu besonders.

Er betrachtete mich nachdenklich. »Außerdem verfügst du über eine erstaunliche klassische Bildung. Es fiel mir bereits auf, als du mit den Zutaten für deinen Hexenkessel auf ein Shakespeare-Gedicht aus *Macbeth* angespielt hast.«

»Na ja, das Gedicht haben wir tatsächlich in der Schule durchgenommen. Sogar auf Englisch. Egal, erzähl weiter. Was passierte, nachdem du mich durch das Fernrohr gesehen hast?«

»Du sprichst meine Sprache?«, erkundigte sich Thomas sichtlich überrascht.

»Ja, ganz passabel«, gab ich zurück. »Ich hab Englisch als Leistungskurs in der Schule.«

»Du besuchst noch die Schule? Wie ungewöhnlich.«

»Wieso? Sehe ich so alt aus?«

»Wie alt bist du denn?«

»Sechzehn. Nächsten Monat werde ich siebzehn.«

»Bemerkenswert.«

»Du wolltest mir eben erzählen, was mit dem Boot passiert ist«, lenkte ich die Unterhaltung wieder zum Thema zurück.

»Als der Maat anlegen wollte, schleuderte eine Welle das Boot gegen die Uferfelsen. Es brach auseinander und sank. Die ganze Besatzung ertrank jämmerlich. Ich fiel ebenfalls ins Wasser, konnte mich aber mit letzter Kraft an Land retten. Anschließend machte ich mich auf den Weg in den Wald und geriet dort in ein schreckliches Gewitter. Nachdem es aufgehört hatte, traf ich dich.«

Verstört blickte ich ihn an. Von dem Gewitter konnte er unmöglich wissen – es hatte ja nur in meinem Traum stattgefunden!

Aber gleich darauf begriff ich, dass es auch hierfür eine ganz einleuchtende Erklärung gab: Anscheinend hatte es tatsächlich ein Gewitter gegeben (ausnahmsweise eins ohne Regen, so was kam vor), und mein Unterbewusstsein hatte es registriert und irgendwie in meinen Albtraum eingebaut. Seltsam daran war höchstens, dass ich dasselbe auch schon in der Nacht davor geträumt hatte. Doch das war nun *wirklich* ein Zufall, nichts weiter. Albträume, die sich wiederhol-

ten, kamen vor. Bestimmt sogar oft. Es gab ja sogar Leute, die zweimal hintereinander einen Sechser im Lotto hatten. Und in meiner Stufe gab es ein Mädchen, das sich zuerst den linken und dann den rechten Arm gebrochen hatte, im Abstand von nur drei Tagen.

»Spannende Story, das mit dem gesunkenen Boot«, sagte ich. »Bis auf ein paar kleine Widersprüche.«

»Welche denn?«

»Du bist nicht nass. Dein Gepäck sieht kein bisschen feucht aus. Und deine Stiefel auch nicht. So schnell kann das alles unmöglich getrocknet sein.«

Thomas zog die Brauen zusammen. »Das hast du gut erkannt. Aber ich hatte ja bereits angemerkt, dass du für ein Mädchen außergewöhnlich scharfsinnig bist.«

Ich verdrehte entnervt die Augen und wollte ihn auffordern, sich doch bitte solche Machosprüche zu sparen, doch er sprach bereits weiter.

»In Wahrheit gibt es jedoch keinen Widerspruch in meiner Geschichte. Ich erreichte zwar durchnässt das Ufer, setzte aber trockenen Fußes meinen Weg fort.«

Ich war nicht sonderlich beeindruckt. »Falls das ein Rätsel sein soll, gibt es dafür zwei mögliche Lösungen. Erstens: Du könntest einen englischen Leutnant überfallen und ihm seine Sachen geklaut haben. Aber das halte ich für unwahrscheinlich. Das, was du da anhast, sieht maßgeschneidert aus.« Damit kannte ich mich aus, denn historische Uniformen gab es nicht von der Stange. Mein Vater ließ sich seine Reenactment-Outfits von Kostümbildnern nach seinen per-

sönlichen Maßen fertigen, und genauso machten es alle anderen auch, die Wert auf eine hochwertige und authentische Aufmachung legten. »Also tippe ich auf die zweite Alternative: Du warst auf dem Boot in Zivilkleidung unterwegs. Als geheimer Späher für die Briten. Deshalb hattest du deine Uniform und den ganzen Soldatenkram auf dieser Seite des Flusses in einem Versteck zurückgelassen. Als das Boot kenterte, bist du einfach zu dem Versteck gegangen und hast deine Uniform wieder angezogen.«

»So war es«, bestätigte er verblüfft. »Ich habe mich umgekleidet und hatte mein Versteck gerade wieder verlassen, als das Gewitter begann.«

»So gesehen hast du echt Glück mit dem Wetter. Sonst hättest du dir in dem nassen Zeug bestimmt den Tod geholt. Denn bekanntlich herrschte tiefster Winter, als Blüchers Truppen den Rhein überquerten.«

Thomas' Körperhaltung wirkte mit einem Mal bis zum Äußersten angespannt.

»Damit bringst du einen wichtigen Punkt zur Sprache«, sagte er. »Die Nacht ist viel zu warm. So warm, wie die Nächte sonst nur im Sommer sind.« Sein Blick bohrte sich in meinen. »Dort, wo ich herkomme, herrscht Winter. Es war eiskalt, als ich heute aufbrach, die Bäume trugen kein Laub. Und nun steht der Wald plötzlich in vollem Grün.« Nach diesen Worten verfiel er in bleiernes Schweigen, ehe er mit tonloser Stimme weitersprach. »Es gibt dafür nur eine Erklärung: Hier wirken Zaubermächte. Gott allein kann sagen, ob du dabei deine Hände im Spiel hast, aber eines weiß

ich ganz sicher: Etwas stimmt mit dir nicht. Ich kann dir nicht vertrauen.«

Mit diesen Worten zog er sein Halstuch aus dem Ärmel und packte mich.

»Nein!«, schrie ich. »Hör auf! Lass mich los!«

»Wehr dich besser nicht, wenn dir dein Leben lieb ist!«

»Du kannst mich mal!« Ich versuchte, ihn wegzuschubsen, und trat ihm wie verrückt gegen die Schienbeine, doch er war viel stärker als ich. Mit Gewalt drängte er mich gegen einen Baum und band mir erneut die Hände zusammen. Danach fesselte er mich zusätzlich mit dem Strick an einen dicken Ast. Ich konnte auf dem Boden sitzen und sogar ein Stück weit um den Stamm herumgehen, aber der Ast war zu weit oben, als dass ich ihn hätte erreichen können. Der Knoten, mit dem der Strick dort befestigt war, befand sich etwa eine Armlänge außerhalb meiner Reichweite.

Ich riss mich zusammen und spulte eine innerliche Litanei ab. *Kontrolle behalten, Kontrolle behalten, Kontrolle behalten.*

Thomas hatte es sich wieder auf dem Waldboden bequem gemacht. Er wirkte zutiefst erschöpft. »Ich bin seit zwei Tagen auf den Beinen und muss dringend schlafen«, teilte er mir kurz angebunden mit.

»Tu dir keinen Zwang an«, giftete ich ihn an. »Wundere dich aber nicht, wenn ich dich im Schlaf in einen Regenwurm verwandle.«

Es zuckte kurz um seine Mundwinkel. »Das Risiko gehe ich ein.«

Er streckte sich aus und schob sich die zusammengerollte Uniformjacke unter den Kopf. Wenig später lag er vollkommen reglos da. Ich lauschte auf seine regelmäßigen Atemzüge, und als ich sicher war, dass er tief und fest schlief, versuchte ich, mich zu befreien. Ich riss mit den Zähnen an dem Halstuch, doch der Knoten zwischen meinen Handgelenken war auf irgendeine raffinierte Art geknüpft – je fester ich daran zerrte, desto enger schien er zu werden. Dasselbe galt für das Seil. Unmöglich, es ohne Hilfe loszuwerden.

Ich setzte mich hin und versuchte, mit den Fußspitzen Thomas' Gepäck zu erreichen, in der Hoffnung, dass er außer dem Messer an seinem Gürtel vielleicht noch eins in seinem Tornister verwahrte, doch er hatte seine gesamten Besitztümer vorsorglich außerhalb meiner Reichweite deponiert.

Allem Anschein nach gab es keine Möglichkeit, meiner aussichtslosen Lage zu entkommen. Zu meiner Schande fing ich wieder an zu heulen. Nicht nur aus Zorn oder weil ich mich vor meinem Entführer fürchtete (seltsamerweise war die Angst momentan nicht mehr ganz so akut wie zu Anfang), sondern auch, weil dieser Thomas mir unendlich leidtat. Wie war es möglich, dass ein Mensch auf der einen Seite so nett und normal schien, aber auf der anderen derartig durchgedreht? War er vielleicht schizophren?

Doch offenbar war Thomas nicht der Einzige, der mit zwanghafter Hingabe die Kriegsereignisse des Jahres 1813 nachspielte. Es schien noch mehr solcher Typen in der Nähe

zu geben, für die dieses Thema mehr als nur ein Schauspiel war – kaum eine Minute später fiel ein Trupp Franzosen über uns her und nahm uns gefangen.

Jetzt hatte ich wirklich ein Problem.

*